

K A R E N P E R R Y

GIRL
UNKNOWN

SCHWESTER?
TOCHTER? FREUNDIN?
FEINDIN?

R O M A N

 | SCHERZ

Karen Perry

**Girl Unknown - Schwester?
Tochter? Freundin? Feindin?**

Roman

Aus dem Englischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Sie behauptet, deine Tochter zu sein, und du lässt sie in dein Leben. Vertraust ihr, bedingungslos. Bis es zu spät ist ...

Der große Sunday-Times-Bestseller – »Karen Perrys bester Roman.« Tana French

Eines Nachmittags steht Zoë Barry in Professor David Connollys Büro an der Dubliner Uni und behauptet, seine Tochter zu sein. David ist wie vor den Kopf geschlagen und traut seinen Ohren nicht. Nach dem ersten Schock stellt er Zoë seiner Frau Caroline und seinen Kindern vor. Bald ist die junge Frau Teil der Familie, zieht sogar bei den Connollys ein. Doch während sie in Davids Gegenwart schüchtern und verletzlich wirkt, zeigt sie Caroline gegenüber ein anderes Gesicht – kühl, berechnend, beinahe verschlagen.

Ist Zoë die, die sie vorgibt zu sein? Wen haben die Connollys in ihr Haus und in ihr Leben gelassen? Eine Tochter? Eine Schwester? Oder eine völlig Fremde, die geduldig darauf wartet, ihrer aller Leben zu zerstören?

Der neue Roman des Erfolgsduos Karen Perry – unter die Haut gehende Psychospannung made in Irland

Weitere Informationen finden Sie auf [*www.fischerverlage.de*](http://www.fischerverlage.de)

Biografie

Die Autoren *Karen Gillece* und *Paul Perry* lernten sich bei einem Literaturfestival in ihrer Heimat Irland kennen und beschlossen, gemeinsam einen Roman zu schreiben. Aus zwei Perspektiven – Karen übernahm die weibliche, Paul die männliche. Karen Perry war geboren, und die Idee ging auf – ihre drei bisherigen Romane »Bittere Lügen«, »Was wir getan haben« und »Girl Unknown – Schwester? Tochter? Freundin? Feindin?« sind Sunday-Times-Bestseller. Karen und Paul leben mit ihren Familien in Dublin.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »Girl Unknown« bei Michael Joseph, an imprint of Penguin Books
Copyright © Karen Gillece and Paul Perry, 2016

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2018 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Redaktion: Gabriele Zigl drum

Covergestaltung und -abbildung: www.bueosued.de unter Verwendung von Abbildungen von Silas Manhood (Mädchen) und Jude McConkey / Trevillion Images (Haus)

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-490473-3

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

Prolog

Teil Eins

1 David

2 David

3 Caroline

4 David

5 Caroline

6 David

7 Caroline

8 David

9 Caroline

Teil Zwei

10 David

11 Caroline

12 David

13 Caroline

14 David

15 Caroline

16 David

17 Caroline

18 David

Teil Drei

19 Caroline

20 David

21 Caroline

22 David

23 Caroline

24 David

Teil Vier

25 Robbie

26 Das unbekannte Mädchen

Dank

Prolog

Das Wasser ist kalt, doch der anbrechende Tag bringt bereits die Verheißung von Hitze mit sich. Bald wird das Sonnenlicht den Garten erreichen. Insekten schwirren und summen im Gebüsch, Lavendelduft entströmt den Töpfen auf der Terrasse. Tropfen rollen vom Rand des Sprungbretts, fallen mit tragem Platschen auf die schwankende Wasseroberfläche des Pools.

Eine Seemöwe landet auf der Mauer und späht mit ihren Knopfaugen auf der Suche nach Futter oder bloß aus Neugier nach unten ins Wasser. Das Tropfen vom Sprungbrett wird langsamer.

Der Vogel mustert den Garten – das gedrungene, stille Haus im Hintergrund, die Schatten auf der Terrasse. Er hebt einen Flügel und stößt seinen gelben Schnabel ins Gefieder, ordnet es. Er hebt den Kopf, legt den Flügel wieder an und schaut erneut nach unten.

Im Wasser dreht sich etwas – oder eher, jemand. Die wachsame Möwe blinzelt. Das Wasser wird dunkler. Ein zur Seite gewandtes Gesicht, eine untergetauchte Gestalt. Der Mund ist offen, doch es gibt keine glänzende Spur aus Luftblasen, keinen silbrigen Atem.

Das einzige Geräusch ist das langsame Tropfen von Blut, das auf die glatte Fläche des Pools trifft, ehe es durch blaugrünes Wasser schwebt, sich vermischt und schließlich verschwindet.

Teil Eins

1

David

Ich denke, ich fange am besten ganz am Anfang an, mit unserer ersten Begegnung. Genauer gesagt, mit unserer ersten Unterhaltung, denn gesehen hatte ich sie vorher schon – unter den Erstsemestergesichtern, die mich im Hörsaal anschauten. Ihr Haar machte es fast unmöglich, sie nicht zu bemerken. Diese hellblonden, schimmernden, lang herabfallenden Locken, wie ein sanftes Ausatmen. Im Halbdunkel von Hörsaal L fing es das Licht auf und reflektierte es, golden und schillernd. Ich bemerkte das Haar und das strahlende runde Gesicht darunter und dachte: *Unverbraucht*. Dann kehrten meine Gedanken zurück zu meinen Folien, und ich redete weiter.

In den ersten Wochen eines neuen Semesters herrscht auf dem Campus eine unvergleichliche Energie. Die Luft ist aufgeladen mit faszinierenden Möglichkeiten. Ein optimistischer Elan greift um sich, verleiht den ausgetretenen Gängen, den abgenutzten Räumen neues Leben und neuen Glanz. Selbst die routiniertesten Veteranen im Lehrkörper

bewegen sich während des ersten Monats mit federnden Schritten, und ein Gefühl von Zuversicht steckt alle an. Sobald die Hektik der Einführungswoche abgeklungen ist, und die Vorlesungen und Seminare ihren Rhythmus gefunden haben, wird der Campus von Arbeitseifer erfasst, wie wirbelndes Herbstlaub. Er schwirrt durch die Korridore und Treppenhäuser, fegt über die Rasenflächen, wo die Studierenden zusammensitzen und Kaffee trinken. Auch ich spürte das – dieses Pulsieren von Möglichkeiten, den Drang, das neue Semester schwungvoll anzugehen. Nach siebzehn Jahren an der Universität war ich noch immer nicht immun gegen die tatkräftige Hochstimmung der Erstsemester.

Das Semester war erst ein paar Wochen alt, als sie mich das erste Mal ansprach. Ich hatte gerade meine Donnerstagmorgen-Vorlesung über neuere irische Geschichte beendet, und die Studierenden verließen den Saal, unterhielten sich mit zunehmender Lautstärke, während sie die Stufen zum Ausgang hochgingen. Ich klappte meinen Laptop zu und packte meine Notizen ein, war mit der Frage beschäftigt, ob ich noch genug Zeit für einen schnellen Kaffee im Dozentenzimmer hatte, als ich jemanden ganz in meiner Nähe spürte und aufschaute. Sie stand mir gegenüber, ihre Mappe an die Brust gedrückt, das Gesicht halb versteckt hinter dem langen, goldblonden Haar.

»Dr. Connolly«, sagte sie, und ich registrierte sofort den Anflug eines Belfast Akzents.

»Ja?«

»Hätten Sie vielleicht kurz Zeit für mich?«

Ich schob den Laptop in meine Tasche, hängte mir den Trageriemen über die Schulter und bemerkte eine gewisse Anspannung im Blick ihrer großen runden Augen. Sie hatte einen hellen Teint und wirkte wie frisch gebadet. Viele Studentinnen in meinen Veranstaltungen sind dick geschminkt, eingehüllt in ein Miasma aus chemischen Gerüchen. Diese junge Frau war anders: Sie hob sich durch eine Frische und Schlichtheit ab, die sie schrecklich jung erscheinen ließ.

»Natürlich«, sagte ich munter. »Ich habe in ein paar Minuten eine Besprechung, aber wenn Sie wollen, können Sie mich ein Stück begleiten.«

»Oh. Nein, ist schon okay.«

Enttäuschung, ein unsicherer Gesichtsausdruck, der mein Interesse weckte.

»Vielleicht ein andermal«, sagte sie.

»Meine Sprechstunde ist freitagnachmittags von drei bis fünf. Da können Sie gern kommen. Falls Sie da keine Zeit haben, können Sie auch einen Termin per E-Mail vereinbaren.«

»Danke«, sagte sie höflich. »Das mach ich.«

Wir gingen zusammen die Stufen zum Ausgang hoch, wortlos, betretenes Schweigen zwischen uns.

»Also, dann auf Wiedersehen«, sagte ich mit einem Blick auf die Uhr und tauchte in den Strom von Studierenden auf dem Weg zur Treppe ein.

Als ich zu meiner Besprechung kam, hatte ich sie schon vergessen. Seltsam, wenn ich jetzt daran zurückdenke. Schließlich war unsere erste Begegnung so folgeschwer. Heute

betrachte ich diesen Moment als den Punkt, an dem mein Leben sich teilte – wie eine Buchseite, die man falzt und damit alles in davor und danach unterteilt.

Mein Büro liegt im zweiten Stock des geisteswissenschaftlichen Gebäudes. Seine Wände sind bedeckt mit Regalen voller Bücher und gerahmten Drucken: die Osterproklamation von 1916, zwei William-Orpen-Skizzen aus den Schützengräben des Ersten Weltkriegs, eine verblichene Fotografie, die meinen Großvater zusammen mit anderen aus dem Kavallerieregiment Royal Dragoon Guards zeigt, und schließlich eine Karikatur aus dem *New Yorker* von zwei streitenden Akademikern, Letztere ein Geschenk meiner Frau. Dann hängt da noch ein Familienfoto von uns vier, ein Selfie, das ich im letzten Sommer auf einer Wanderung zum Hell Fire Club in den Dubliner Bergen mit meinem Handy gemacht hatte: Hollys Haare sind windzerzaust, Robbie grinst, und Caroline tränen die Augen – wir sehen glücklich aus, einzeln und als Familie. Ich habe die Arme irgendwie um uns alle geschlungen, und die Stadt mit ihren Vororten, der Campus und dieses Gebäude sind als verschwommener Hintergrund in der Ferne zu sehen.

Mein Guckloch in die Außenwelt, und das Hübscheste an diesem Büro, ist das große Südfenster, das auf den Innenhof geht. Dort wachsen ein paar Birken, und ich kann das ganze Jahr über verfolgen, wie sich die Farben des Laubs verändern, und die Jahreszeiten vergehen.

Ich habe mein ganzes Erwachsenenleben – bis auf drei Jahre Promotion an der Queen's University – auf diesem Campus verbracht. Ich habe jede Minute davon genossen und schätze mich glücklich, hier zu sein und allmählich die Karriereleiter bis zum Lehrstuhlinhaber hochzuklettern, und ich liebe die Interaktion mit Studierenden in den Vorlesungen und Seminaren. Ich liebe die wissbegierigen jungen Leute, mit denen ich es zu tun habe – die aufbrausende und mitunter respektlose Arroganz, mit der ein Student die Vergangenheit in Frage stellt. Ich gebe zu, ich war ehrgeizig, und ich habe hart arbeiten müssen. Mir ist nichts in den Schoß gefallen – nicht wie bei anderen, die anscheinend eine natürliche Begabung für die Deutung der Vergangenheit besitzen. Meine Arbeit war mühsam, aber sie hat mir Freude gemacht.

Dennoch, die junge Frau tauchte zu einem Zeitpunkt auf, als sich mir die Chance auf einen besonderen Karrieresprung bot. Mein ehemaliger Lehrer und der Leiter unserer Fakultät, Professor Alan Longley, würde in zwei Jahren in den Ruhestand gehen. Er hatte mehr als einmal unmissverständlich angedeutet, dass ich sozusagen alle Trümpfe in der Hand hielt, um sein Nachfolger zu werden. Natürlich würde die Fakultätsleitung mehr Arbeit mit sich bringen, aber ich war bereit, die zusätzliche Aufgabe zu übernehmen und mich der Herausforderung zu stellen. Das machte mein Leben aus: der befriedigende Arbeitsrahmen, den ich mir aufgebaut hatte – das heißt, bis zum letzten Herbst.

Damals, in jenen Septemberwochen, als das Licht sich veränderte und die Luft erstmals kühl wurde, wusste ich so gut wie nichts über sie. Ich kannte nicht mal ihren Namen. Ich hatte, glaube ich, nicht mehr an sie gedacht, bis ich am Freitagnachmittag meine Sprechstunde abhielt. Die ersten Studierenden trudelten kurz nach drei ein – ein Zweitsemester, der Fragen zu seiner Hausarbeit hatte, eine Examenskandidatin mit Prüfungsangst, eine weitere, die überlegte, an den Bachelor noch den Master anzuhängen. Sie kamen einer nach dem anderen herein, und ich merkte, dass ich anfang, nach *ihr* Ausschau zu halten, jedes Mal damit rechnete, ihr helles Gesicht in der Tür zu sehen.

Ich hatte irgendwann zwei kleine Sessel und einen niedrigen Couchtisch von zu Hause in mein Büro gebracht, um die Unterredungen mit den Studierenden in einem entspannteren Rahmen führen zu können. Mir gefällt das Machtungleichgewicht nicht, wenn ich hinter dem Schreibtisch sitze und sie davor. Ich ließ die Tür während der Besprechungen offen, bei Studenten ebenso wie bei Studentinnen. Wissen Sie, vor Jahren, als ich noch wissenschaftlicher Mitarbeiter war, sah ein Kollege sich dem schlimmen Vorwurf einer Studentin ausgesetzt, er habe sie in seinem Büro sexuell belästigt. Ich weiß noch, wie schockiert ich damals war: Er war ein schwächlicher Typ mit der unschönen Angewohnheit, ständig zu schniefen, wenn er sich auf eine Sache konzentrierte.

So seltsam es klingen mag, ich konnte mir nicht vorstellen, dass er überhaupt irgendwelche sexuellen Gelüste hatte. Die meisten Akademiker sind ganz normale Leute, deren Leben sich keineswegs von dem anderer Leute gleich welcher Profession unterscheidet. Manche jedoch sind realitätsfremd, kaum geeignet, außerhalb der schützenden Mauern der Universität zurechtzukommen. Der Unglückliche hieß Bill – ein fleißiger Historiker, aber leider sehr naiv. Ein freundlicher und sanftmütiger Mann, den die Beschuldigung wie ein Hammerschlag traf. Über Nacht mutierte er zu einem grimmigen Sonderling, der keine Gelegenheit ausließ, seine Unschuld zu beteuern, häufig zu den unpassendsten Zeitpunkten – auf Fakultätssitzungen, im Dozentenzimmer beim Kaffee, einmal sogar am Tag der offenen Tür. Ein Disziplinausschuss untersuchte die Behauptungen und kam zu dem Ergebnis, dass sie jeder Grundlage entbehrten. Bill wurde entlastet. Die Studentin machte ihren Abschluss und verließ die Uni. Bill arbeitete weiter, doch er hatte sich verändert. Er ging nicht mehr mit uns anderen Kaffee trinken und vermied jeden sozialen Umgang mit Studierenden. Es war keine Überraschung, als er ein Jahr später erklärte, dass er eine Stelle an einer Uni im Ausland angenommen hatte. Ich habe keine Ahnung, wo er jetzt ist, obwohl ich ab und zu an ihn denke, wenn es auf dem Campus mal wieder zu einem Skandal kommt, oder wenn ich den Blick einer Studentin als eine Spur zu intensiv empfinde.

Irgendetwas an der Art, wie sie mich an dem Tag angesehen hatte, wie ihre Stimme gestockt hatte, ließ mich an Bill denken. Ich war neugierig, aber auch auf der Hut. Die mit den Rehaugen, die jung und unschuldig wirken, bei denen muss man vorsichtig sein. Nicht bei den Lässigen mit den Ugg-Stiefeln und der Solariumbräune – die sind durchsetzungsstark, und ein Mann wie ich passt nicht in ihr Beuteschema. Ich bin vierundvierzig, Vater von zwei Kindern. Ich ernähre mich gut und mache regelmäßig Sport. An den meisten Tagen fahre ich mit dem Rad zur Uni; dreimal die Woche gehe ich schwimmen. Ich versuche, auf mich zu achten, könnte man sagen. Schön, ich bin nicht der attraktivste Mann der Welt, aber so schlecht sehe ich auch wieder nicht aus. Ich bin knapp einen Meter achtzig groß, habe dunkles Haar, braune Augen und einen blassen Teint. Mein Dad meinte, wir hätten spanisches Blut in den Adern: »Von den Seeleuten der Armada, die damals an der Westküste Irlands gestrandet sind.« Ich weiß nicht, ob das stimmt. Aber nach dem, was Bill passiert ist, halte ich es nicht für gänzlich unmöglich, dass eine Studentin sich in mich verknallen könnte. Doch zu jenem Zeitpunkt war ich seit siebzehn Jahren verheiratet, und mir war durchaus bewusst, wie teuer mich ein dummer Fehler zu stehen kommen könnte. Außerdem hatte ich zu viel zu verlieren.

Ich schätze, solche Gedanken schossen mir durch den Kopf, als wir das erste Mal miteinander sprachen. Ihr Widerstreben, mit mir zu reden, während sie neben mir herging – als

erforderte die Schwere dessen, was sie mir zu sagen hatte, Ungestörtheit, Ruhe und meine volle Aufmerksamkeit.

An jenem Freitag rechnete ich fest damit, dass sie in mein Büro kommen würde. Aber sie kam nicht. Ich muss gestehen, ich war enttäuscht. Sie blieb ohne Erklärung weg, was nicht heißen soll, dass ich eine solche gebraucht oder erwartet hätte. Sie bat auch nicht per E-Mail um einen Termin. In der darauffolgenden Woche sah ich sie wieder in meiner Vorlesung, die Augen starr auf den Notizblock vor ihr gerichtet, aber als die Stunde vorbei war, verließ sie zusammen mit den anderen Studierenden den Saal.

Die Angelegenheit beschäftigte mich nicht weiter, und ich hätte sie garantiert mit der Zeit völlig vergessen. Ich hatte genug damit zu tun, meine Lehrveranstaltungen und Forschungsprojekte und diversen anderen Verpflichtungen an der Uni unter einen Hut zu bringen, ganz zu schweigen von den vielen Verwaltungsaufgaben, die ich zu erledigen hatte. Außerdem sollte ich in den kommenden Monaten von einigen Radio- und Fernsehsendern zur Hundertjahrfeier des Osteraufstandes von 1916 interviewt werden. Caroline war wieder berufstätig. Wir wechselten uns damit ab, die Kinder zur Schule und zu irgendwelchen Freizeitaktivitäten zu kutschieren. Das Leben war ausgefüllt. Ich war überaus beschäftigt. Ich war glücklich. Das weiß ich jetzt.

Eines Nachmittags dann, im Oktober, kam ich von einer Fakultätsbesprechung zurück in mein Büro und sah sie auf dem Fußboden neben meiner Tür sitzen. Knie angezogen, Hände um

die Knöchel. Sobald sie mich sah, stand sie auf und zupfte ihre Kleidung zurecht.

»Kann ich was für Sie tun?«, fragte ich, während ich in der Hosentasche nach dem Büroschlüssel kramte.

»Sorry. Ich hätte einen Termin machen sollen.«

»Tja, jetzt sind Sie schon mal da.« Ich öffnete die Tür.
»Kommen Sie rein.«

Ich trat an den Schreibtisch, legte meine Tasche darauf. Es war kalt im Zimmer. Ich ging zum Heizkörper und strich mit den Fingern darüber. Die junge Frau wollte die Tür hinter sich schließen.

»Nein, lassen Sie die bitte auf«, sagte ich.

Sie warf mir einen leicht erschrockenen Blick zu, als wünschte sie, sie wäre nicht gekommen.

»Setzen wir uns, und dann erzählen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben.«

Ich nahm in einem der Sessel Platz, doch sie blieb stehen, fingerte an dem Reißverschluss ihres Pullovers herum. Sie war klein und dünn, knochige Handgelenke lugten aus den Ärmeln, deren Säume vom vielen Herumzupfen ganz ausgefranst waren. Ihre nervösen Finger waren ständig in Bewegung.

»Wie heißen Sie?«

»Zoë«, sagte sie leise. »Zoë Barry.«

»Nun, Zoë. Was kann ich für Sie tun?«, fragte ich, während ich einen Stapel Fachzeitschriften auf dem Couchtisch ordnete.

Ihre Hände wurden still, und mit einer Stimme, die glockenrein klang, sagte sie: »Ich glaube, Sie könnten mein

Vater sein.«

David

Jeden Wochentag kommen Studierende in mein Büro. Manche haben normale Fragen, die sich auf meine Veranstaltungen beziehen. Andere haben Probleme. Sie wollen Hilfe von mir. Sie wissen vielleicht nicht mal, wo genau das Problem liegt. Wieder andere *sind* das Problem. Im Laufe der Jahre habe ich schon mit allerhand Problemfällen zu tun gehabt. Von harmlos bis kompliziert. Aber keiner war wie dieser. Keiner verhieß so klar und unmissverständlich nichts Gutes oder sprach das Problem mit so offener, wenn auch schüchterner Deutlichkeit aus.

»Ich verstehe nicht«, sagte ich.

»Darf ich die Tür schließen?«

»Nein, lieber nicht.« Ich forderte sie mit einer Geste auf, in dem Sessel mir gegenüber Platz zu nehmen.

»Ich weiß, das ist wahrscheinlich ein Schock für Sie«, sagte sie, als sie sich setzte und ihre Tasche abstellte.

»Ein Schock?«, sagte ich. Wohl eher ein Übergriff oder eine absurde Behauptung. Ich warf einen Blick in meinen Terminkalender für den Tag. Er war voll: Ein Meeting jagte das andere. Die Lehrplanbesprechung würde besonders schwierig werden. Außerdem musste ich noch zur Bibliothek, um mit

Laurence über die Zeitzeugendokumente zu sprechen, die er für mich aus der British Library besorgte.

»Na ja ... ich tauche hier aus heiterem Himmel auf und eröffne Ihnen, dass ich Ihre Tochter bin.«

»Tut mir leid, ich kann Ihnen nicht ganz folgen. Wieso glauben Sie, ich könnte Ihr Vater sein?«, sagte ich.

Ihre Miene veränderte sich nicht. Schüchtern, geradezu scheu, als wäre sie gegen ihren Willen gekommen. »Ich hab darüber nachgedacht, wie ich es am besten formuliere, damit es nicht so unverblümt rüberkommt«, sagte sie und beugte sich ein wenig vor. »Aber egal, wie ich es ausdrücke, Sie sind mein Vater.« Sie hustete verlegen in einen Ärmel. »Ich dachte, es wäre besser, direkt mit der Sprache rauszurücken, als um den heißen Brei herumzureden, wenn das irgendwie Sinn ergibt?«

Sie verzog keine Miene, ihr Gesicht wirkte offen und ehrlich. Sie hatte grüne Augen, groß und strahlend. Hin und wieder fielen ihr die Haare ins Gesicht, und sie musste sie zurückstreichen – eine Angewohnheit, vermutete ich.

»Ich bin jetzt echt erleichtert«, sagte sie mit einem müden Lächeln. »Ich hab ewig hin und her überlegt, wenn ich in Ihrer Vorlesung saß und die ganze Zeit wusste, dass Sie mein Vater sind, und dass Sie keine Ahnung hatten. Irgendwann hab ich's nicht mehr ausgehalten. Ich fand, ich musste es Ihnen sagen.«

Ihre Stimme, so zaghaft und sanft sie auch war, hatte den erdigen, kehligen Beiklang des Nordens. Ich musste unwillkürlich an die amerikanischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg denken, über die ich in letzter Zeit so viel gelesen

und geforscht hatte, an die G.I.s, die in verschiedenen Städten von Nordirland stationiert gewesen waren – Coleraine, Ballycastle, Portstewart –, und an ihr ungeschriebenes Vermächtnis: Viele von ihnen hatten nämlich Söhne und Töchter gezeugt, von deren Existenz sie vermutlich nie erfuhren, während andere von ihrem Nachwuchs ausfindig gemacht worden waren. Ich hatte das immer für ein erfreuliches, wenn auch kompliziertes Vermächtnis gehalten – einen Zufluss in den Strom der Vergangenheit –, ein bereicherndes Erbe.

Dennoch, ich begann mich über die Kapriolen meines eigenen Verstandes zu ärgern und über die Störung, die die junge Studentin meinem Tag beschert hatte: den Unsinn, den sie mir auftischte, die Äußerungen einer Unzurechnungsfähigen, was auch immer.

Ich nahm mein Notizbuch, hievte mich aus dem Sessel und ging zu meinem Schreibtisch. Ich spürte, wie die kurze Zündschnur meines Zorns zischte. »Noch mal, wie kommen Sie auf die Idee, dass ich Ihr Vater bin?«

Das Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht. Sie beugte sich vor und holte ein Taschentuch aus ihrer Tasche. Ich sah ihr an, dass sie nur mit Mühe die Fassung bewahrte. Vielleicht war ich zu barsch gewesen. Ich hatte ihr gegenüber als Studentin schließlich eine Fürsorgepflicht. Sie war jung, durcheinander. Es musste ihr sehr schwergefallen sein, den – wenn auch fehlgeleiteten – Mut aufzubringen, herzukommen und mit mir zu reden.

machen ihm klar, dass er selbst unbedarft ist. Wie blind er gewesen ist.

»Ich hab ihm auch von dem Brief erzählt, den ich gefunden hatte«, sagt sie. »Ich hab ihm erzählt, sie wäre nicht unsere Schwester, und er hat gedacht, damit wäre es in Ordnung, die Gefühle, die er für sie hatte. Er hat gedacht, er liebt sie. Er hat nicht kapiert, wie gemein sie sein konnte.«

»Holly«, sagt er heiser, während ihm die Kälte durch die Glieder nach oben kriecht, sein Herz packt.

»Es war widerlich, falsch. Aber er konnte das nicht sehen. Sie hat ihn vergiftet. Genau wie sie dich vergiftet hat.«

»Nein«, sagt er, aber seine Stimme ist kaum hörbar. »Es war ein Unfall. Du kannst unmöglich gewollt haben, dass sie ...« Sein Widerspruch gerät ins Stocken.

»Sie stand da am Rand, das Sprungbrett genau hinter ihr. Es war so einfach. Ganz leicht. Sie hat mich erst in letzter Sekunde gesehen. Hatte gar nicht gemerkt, dass ich da war.«

Der Wind ist unverhofft abgeflaut. Auf allen Seiten sind sie von einem flachen, stillen Grau umgeben. Er starrt Holly an, und ein ganz merkwürdiges Gefühl überkommt ihn: Dieses Mädchen, diese Tochter, die er von dem Moment ihrer Geburt an kennt, diese Tochter, die er großgezogen und über alles geliebt hat – er sieht sie jetzt an, als wäre sie eine Fremde. Er begreift, dass er sie überhaupt nicht kennt.

»Ganz einfach«, sagt Holly wieder. »Ein Stoß, und sie ist nach hinten gefallen. Hat nicht mal geschrien.«

»Aber Robbie ... Er hat doch gestanden ...«

Das lässt sie aufmerken, und sie blickt ihn forschend an, wirkt für einen kurzen Moment entgeistert.

»Ich hab's für ihn getan. Verstehst du das denn nicht?«, sagt sie mit Nachdruck in der Stimme. »Sie hat ihn so furchtbar ausgenutzt.« Dann wendet sie den Blick ab und spricht mit ruhigerer Stimme weiter, als würde sie nicht mit David reden, sondern mit sich selbst: »Robbie weiß das. Er weiß, dass ich es für ihn getan hab. Ich hab ihn umarmt und ihm gesagt, dass jetzt alles gut werden würde. Dass wir in Sicherheit sind. Alles andere ist jetzt unwichtig.«

Er weiß nicht, was er sagen soll. Selbst wenn er es wüsste, er bekäme kein Wort heraus: Alles in ihm ist blockiert, wird festgehalten von einem überwältigenden Gefühl der Angst. Seine ganze Welt schrumpft von ihm weg. Alles ist fremd.

»Du denkst bestimmt, es sollte mir leidtun«, sagt sie. »Aber es tut mir nicht leid.«

Kälte dringt ihm direkt bis ins Mark.

»Ich bin froh, dass sie tot ist«, erklärt seine Tochter. Sie kneift die Augen zusammen und zieht ihr Fahrrad näher zu sich.

Dann wendet sie sich von ihm ab, sein kleines Mädchen, schwingt das Bein über den Sattel und tritt in die Pedale, fährt los.

Er sieht sie den Weg hinunterradeln. Die Worte flattern ihm durch den Kopf wie Flügel. Er blickt zum Himmel hoch, sucht den Horizont ab, als könnte er den majestätischen Vogel noch einmal sehen, seine ausgebreiteten Schwingen, die stolze

Haltung seines Kopfes. Der Himmel ist leer. Der Ozean grollt in der Ferne, Wellen, die an unsichtbaren Felsen brechen. Hier, wo das Land flach ist, und der Weg sich durchs Sumpfland schlängelt, ist alles still. Er blickt Richtung Hafen, aber Holly ist um eine Biegung verschwunden und nicht mehr zu sehen. Er spürt, wie das Gewicht ihrer Worte ihn niederdrückt, spürt die Schwere dieses neuen unerwünschten Wissens. Es gibt niemanden, mit dem er es teilen kann.

Die Flügel der Trauer schlagen in seiner Brust. Er muss an Lindas Engel der Geschichte denken, dass er gern die Toten aufwecken und zusammenfügen würde, was zerschlagen worden ist. Über ihm regt sich der Wind, und er hält noch einmal Ausschau nach dem Vogel im Flug. Doch da ist nichts. Kein Vogel und kein Engel. Nur er ist da und das tiefe Schweigen des stillen Wassers.

Dank

Dieses Buch ist in vielerlei Hinsicht das Produkt von Teamarbeit, und wir sind folgenden Personen zu tiefem Dank verpflichtet: Jonathan Lloyd und allen bei Curtis Brown, besonders Lucia Walker, Melissa Pimentel und Luke Speed; Kari Stuart und allen bei ICM Partners; Maxine Hitchcock, Ausnahmeverlegerin, und dem ganzen Team bei Penguin/Michael Joseph, besonders Clare Bowron und Eve Hall; Barbara Jones und allen bei Henry Holt; Hazel Orme für ihr scharfsichtiges Lektorat; unserer lieben Freundin Tana French für ihren Rat und ihre Unterstützung; schließlich Aoife Perry und Conor Sweeney, deren Geduld, Liebe und Humor uns beim Schreiben dieses Buches eine unschätzbare Hilfe waren.